



1925-04-05

# Ein Kapitel amerikanischer Literaturgeschichte

Ann Tizia Leitich

## Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250405&seite=29&zoom=33>

## BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Ein Kapitel amerikanischer Literaturgeschichte" (1925). *Essays*. 123.  
[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/123](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/123)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

Ein Kapitel amerikanischer Literaturgeschichte.

**(Sinclair Lewis' neuester Roman „Arrowsmith“.)**

Von **Ann Tizia Leitich**.

Ganz Europa las voriges Jahr „Babbit“, Sinclair Lewis' schonungslose und grau gefärbte Darstellung des Lebens des amerikanischen Provinzlers, des amerikanischen „Philisters“. Ganz Amerika hatte es vordem gelesen und wußte nicht recht, was es mit diesem Buch beginnen sollte. Es war ja daran gewöhnt, daß seine jungen Schriftsteller die Seziersmesser in die Tiefen der amerikanischen Kleinstädte senkten und den Stützen der Gesellschaft, die, auf ihren Autos, den „cars“, dahinjagend, sich als einzige und unvergleichliche Kinder von „God's own country“ (Gottes eigenem Land) fühlten, die Befunde ihrer Sezierarbeit in ihren Romanen und Geschichten vorhielten.

Aber vor diesem Buch stand man zunächst doch befremdet. . . . In jeder amerikanischen Stadt gibt es eine „Main Street“, eine Hauptstraße, auf der sich das eigentliche Leben der Stadt abspielt; jenseits der *Main Street* scheint die Stadt in Schlaf zu versinken. Da „Main Street“ demnach eigentlich die amerikanische Stadt bedeutet, mit ihrer ganzen überlauten Aktivität, ihrem naiven, in die Welt hinauslärmenden Erfolgsgeschrei, hatte Sinclair Lewis diesen Namen als Titel für seinen ersten sensationellen Roman, den Vorläufer „Babbitt“ gewählt. Aber schon ehe „Main Street“ erschienen war, hatten die aus dem Mittelwesten kommenden jungen Schriftsteller die Oede und die Farblosigkeit des Lebens der amerikanischen Mittelklasse in den Brennpunkt ihrer Beobachtung gestellt. Dieses breite und – wie die Zukunft noch lehren wird – sehr expansionsfähige Gebiet, das von allen bis dahin geschilderten Distrikten verschieden ist, war durch diese Schilderungen Europa eigentlich erst bekannt geworden. Dies geschah in den ersten Jahren nach dem Kriege. Es hatte den Anschein, als ob die jungen Leute, nachdem sie im Kriege etwas von der Luft der weiten Welt geatmet hatten, nun plötzlich auf Amerika mit anderen Augen sahen, mit desillusionierten, mit enttäuschten, mit höchst ungütigen Augen. Da war nichts mehr, das ihnen gefallen konnte. Das amerikanische Milieu widerte sie an oder sie waren damit wenigstens in hohem Maße unzufrieden.

Mit solchen Empfindungen setzten sie sich vor ihre Schreibmaschinen und registrierten alle Häßlichkeiten, das ganze Banausentum ihrer Umgebung, und gaben davon auf vielen Bogen schönen, weißen Papiers einen bis ins minutiöseste Detail genauen, photographischen Bericht. Der Gewissenhaftigkeit, mit der sie dabei zu Werke gingen, fehlte das Salz der Satire. Es war lediglich ermüdend. . . .

Das amerikanische Haus stand jetzt plötzlich weit geöffnet vor dem Leser, und jeder konnte, wenn er nur Lust dazu hatte, die Leute in ihrem langweiligsten äußeren und inneren Alltag beobachten. Man nannte das „Novels and short stories“ (Romane und kurze Geschichten). In Wirklichkeit ist es nur beschreibende Soziologie. Jedenfalls ist es sehr weit von Kunst entfernt. Denn diesen exakten Beschreibungen fehlt das Aroma, das Kunst haben muß, das die Dinge, welche Art sie nun immer seien, wie auf Fittichen auf eine Plattform hebt, die irgendwie klarer und lustiger zu sein scheint als das Alltagsleben.

Der Protagonist und Meister dieser Manier ist ein Mitglied der älteren Garde. Sein Name ist einer der angesehensten der Gilde, Theodore Dreiser. Den meisten dieser Schriftsteller ist ein außerordentlich entwickeltes Gefühl für Tatsächlichkeiten und Verwendbarkeit der Details zu eigen; sie

sehen scharf und sie sehen das Wesentliche. Und hinter dieser zur Schau getragenen Entrüstung verbergen sie eine heimliche Liebe für ihr Thema. Dies läßt erhoffen, daß bei reifender Einsicht in manchen von ihnen jenes innere Feuer entbrennen wird, das wirkliche Kunst hervorbringt. Bisher sind es nur photographische Schilderungen, grau in grau gehalten. Dieser hier geschilderte Materialismus, diese Ignoranz, Aufgeblasenheit, diese innere Leere, Borniertheit ist ja auch Europa als Kennzeichen provinziellen und kleinbürgerlichen Lebens bekannt. Hier aber, in Amerika, gewinnen diese Verhältnisse ein ganz eigenartiges, groteskes Aussehen.

Dieses Groteske, das Hogarthische des amerikanischen Lebens hatte natürlich niemand bemerkt, bis es nicht von einem Meister scharfsinnig-satirischer Darstellung entdeckt und vor das Forum der zivilisierten Welt gezogen worden war. Diesen Meister fand die amerikanische Mitte – das Wort ist gleichermaßen sozial wie geographisch gemeint – in Sinclair Lewis.

Sinclair Lewis, selbst ein Kind des Mittelwestens, des Landes der Prärien, des Mississippi, des Missouri hatte schon drei Romane geschrieben, die sich nicht bedeutend über das übliche Niveau erhoben. Da trat er mit „*Main Street*“ auf den Plan; nun wurde sein Talent weithin sichtbar. Dieses, wie gesagt, nicht mehr neue und nicht mehr reizvolle Thema wurde auf einmal interessant und stand alsbald im Mittelpunkt lebhaftester Diskussion. Lewis' Name bekam Glanz, man war auf seine weitere Entwicklung begierig.

Es tauchen in Amerika eine Menge von Erstlingswerken auf, in denen Funken von Talent sichtbar werden. Die Autoren sind gewöhnlich sehr junge Leute, die einen bestimmten Ausschnitt des Lebens darstellen, der ihnen bekannt ist. Sie gehen mit anerkannter und von jungen europäischen Schriftstellern nicht oft besessener Naivität zu Werke, mit der ganzen Kraft ihrer jungen Rasse. In den meisten Fällen halten sie später nicht, was sie versprochen haben; man ist daher mit überschwenglichen Prophezeiungen vorsichtig geworden.

Als Sinclair Lewis „*Babbit*“ geschrieben hatte, war sein Platz in den amerikanischen Literaturgeschichten gesichert. Der Titel seines Romans bereits, dieser Name seines Helden – denn „*Babbit*“ schildert nicht ein Individuum, sondern einen Typus – hatte die amerikanische Sprache um ein Wort bereichert, dessen sie dringend bedurfte. Das Fehlen dieser Bezeichnung war früher freilich nicht besonders bemerkt worden, da der so bezeichnete Typus bis dahin noch nicht in klar umrissenen Linien aus der Fülle wogenden Lebens vor die Augen der Kritik und der Zuschauer gehoben worden war. „*Philister*“, „*Banausen*“, „*Spießbürger*“, dies sind europäische Bezeichnungen. Es bedurfte eines Wortes für die amerikanische Sonderart und Lewis schuf es. Freilich imprägnierte er es zugleich mit der Beize seiner Satire.

Nichts Graziöses, nichts Schönes ist in Sinclair Lewis' Büchern. Jene zarteren Schattierungen der menschlichen Natur, denen der europäische Leser gerne nachsinnt, finden sich bei ihm nicht vor. Er ist dazu selbst zu sehr ein Kind eben jenes Amerika, das er kritisierend beleuchtet. Er selbst ist ebenso intensiv amerikanisch wie seine Bücher, wie die Personen, die er schafft. Aber in ihm brennt jene Flamme, die eine graue, tote Erzmasse zu tönendem Metall umbildet, jene Flamme, die aus dem Künstler hervorbricht. . . .

„*Main Street*“, das erste Werk ist nur trostlos: da gibt es keinen Ausweg aus dem Unerquicklichen, alle Pfade führen zu „*Main Street*“ zurück. Da ist kein Kampf mit lustigen Windmühlen, bloß mit schleimigen Schnecken. Wer die glänzende Satire darin nicht spürt oder wem nicht daran liegt,

seine Kenntnis von Menschen und Zuständen zu erweitern, dem bedeutet die Lektüre des Buches nur verlorene Zeit. In „Babbit“ rollt Lewis Sinclair dasselbe Panorama noch einmal auf, er mischt das gleiche scharfe Getränk. Und doch ist Babbit innerlich von „*Main Street*“ durchaus verschieden; er ist über seinem Erstling hinausgewachsen. Unmerklich fast, verschämt, wie eine züchtige Schöne hinter ihren Schleiern lächelt, leuchtet am Schluß in dem Gespräch zwischen Babbit und seinem Sohn ein Lächeln auf. Schon über der ersten Seite, über der Beschreibung Zeniths, der rauh-stolzen Stadt, ist dieser lächelnde Schimmer. Wie können Wolkenkratzer und Schlöte anders sein als häßlich. Aber Lewis breitet um sie einen unsichtbaren Purpurmantel, wir ahnen etwas Großes, Feines, hinter dieser Zweckbewußtheit.

Und nun kommt Lewis mit seinem dritten großen satirischen Roman, der in Amerika gerade die Presse verläßt: „*Arrowsmith*“. Auch hier ist es der Held, der dem Roman seinen Namen gibt. Martin Arrowsmith ist ein junger Mensch, der als Gehilfe eines Landarztes, eines Quacksalbers, durch das Lesen medizinischer Bücher, der experimentellen Wissenschaft Geschmack abgewinnt. Er schlägt sich durch das medizinische Studium auf der Universität von Winnemac und heiratet die kleine, nicht zu bildende, aber auch Gott sei Dank nicht zu verbildende Leora, ein blutvoll-lebendiges Geschöpf, das aus dem Boden Amerikas selbst gewachsen ist. Der Dichter hat sie mit einer spröden Liebe geschildert, die er sich selbst zum erstenmal in seinen Büchern abringt. Martin versucht dann eine Praxis als Landarzt zu erwerben, erregt, was ihm übrigens fortgesetzt begegnet, durch die Unbeugsamkeit seines Charakters Widerspruch, arbeitet an der „*Board of Health*“ (Gesundheitskommission) der fortschrittswütigen Stadt [Nautilus] in Iowa, von wo er sich eines Tages schleunigst nach Chicago begibt, um durch die in einem eleganten Sanatorium gewonnenen Erfahrungen klüger und noch erbitterter zu werden. Endlich glaubt er an das Ziel seiner Wünsche gelangt zu sein und sich der bakteriologischen Forschung widmen zu können. Als zukünftige Leuchte der Wissenschaft erhält er einen Ruf an das munifizent ausgestattete [McGurk]-Institut in Newyork, das der Millionär [McGurk] gegründet hatte, um die Neugierde der Hauptstadt von eigenen, allzu scharfen Lorgnonblicken nicht standhaltenden Affären abzulenken. Wir hätten nicht ein Werk Lewis Sinclairs vor uns, wenn Martin nicht auch hier bald zutiefst enttäuscht wäre und, trotzdem er nie die Erdkrumen seiner bäuerlichen Heimat von den Schuhen und von der Seele gestreift hatte, nicht die Spiegelfechtereien und Eitelkeiten dieses Palastes der Wissenschaft bald durchschauen würde. Nichtsdestoweniger läßt er sich zum berühmten Mann hinaufpropagandieren und gewinnt sogar nachdem Leora eines traurigen Todes gestorben ist, eine reiche und schöne Witwe zur Frau, um die ihm die behandschuhten Kollegen beneiden. Er aber streift plötzlich alle Fesseln des Erfolges ab und zieht sich mit seinem gleichgesinnten Freunde Wickett auf das Land zurück, um sich ungestört der bakteriologischen Forschung widmen zu können.

Dieser kurze Ueberblick über Martin Arrowsmiths gesellschaftliche und wissenschaftliche Karriere gibt natürlich noch keine genaue Vorstellung von Lewis' Buch. Wir zeigen nur das Gerüst, das Stahlgerüst gewissermaßen, in das Sinclair Lewis eine Unmenge von lebendigen Gestalten hineinbaut, die er sich mit der Treffsicherheit eines Scharfschützen von der reichhaltigen Bühne, die Amerika ist, herunterholt. Ein ganzes Sebastian Brantsches Narrenschiff packt er mit Personen voll, die durch jene subtile Kunst des Meisters, Charaktere durch das Gespräch zu zeichnen, Leben gewinnen. Welch ein Reichtum sicher geformter Figuren. Der wissenschaftlich nicht interessierte Leser ist vielleicht über die vielen medizinischen Details in einem Roman nicht eben erfreut. Aber sie waren nicht zu entbehren, denn die Geißel seiner Satire richtet Lewis diesmal gegen alles, was Medizin im weitesten Sinn betrifft. Medizin als Studium, die medizinische Praxis, die Pfuscherie, die Geldmacherei, den medizinischen

Snobismus. Medizin, die nichts sein sollte als ein klares, heiliges Licht im Dienste der Menschheit, prostituiert auf den Götzenaltären des schreienden, in die Augen springenden Erfolges.

Martin Arrowsmiths Leben, wie es sich in diesem Buch vor uns entwickelt, ist ein fortwährender Kampf gegen alle Phasen des Erfolges. Er selbst ist sich dessen kaum bewußt. Leoras Instinkt sieht schärfer als er. Doch sein klarer, starker Wille treibt ihn jedesmal aus den für ihn labyrinthischen Gängen des medizinischen Warenpalastes zurück in die stillen Wände seines Laboratoriums. Er ist kein Held im herkömmlichen Sinn. Lewis zögert nicht, ihn mit sehr menschlichen Fehlern auszustatten, auch hegt er durchaus keine menscheitsbeglückenden Gedanken; er ist durch und durch Mann der Wissenschaft. Er will Mittel für die Epidemienbekämpfung finden; dazu treibt ihn sein innerster Drang. Ob er Erfolg findet oder nicht, auch rein empirischen, wissenschaftlichen Erfolg, kommt für ihn erst in zweiter Linie in Betracht.

Jene Europäer, die wähnen, Amerika könne durch Europa beeinflußt werden, sollten nicht versäumen, „Arrowsmith“ zu lesen und sich die steifnackige Gestalt des Martin und die lebendige der Leora einzuprägen. Sie werden hier über Amerikas wahres Gesicht mehr erfahren als durch dickbändige Abhandlungen. Sie werden Amerika besser als durch „Babbit“ verstehen, aber es wird ihnen kaum sympathischer geworden sein. Sie werden aber in diesem amerikanischen Roman finden, was in „*Main Street*“ gänzlich fehlte, was in „Babbit“ leise anklang und was „Martin Arrowsmith“ durchglüht: das Streben nach aufwärts, nach dem Ideal, nach der reinen, klaren Höhe. . . .

# Literaturblatt.

## Ein Kapitel amerikanischer Literaturgeschichte. (Sinclair Lewis' neuester Roman „Arrowsmith“.)

Von Ann Tizia Veitich.

Ganz Europa las voriges Jahr „Babbit“, Sinclair Lewis' schonungslose und grau gefärbte Darstellung des Lebens des amerikanischen Provinzlers, des amerikanischen „Philisters“. Ganz Amerika hatte es vordem gelesen und mußte nicht recht, was es mit diesem Buch beginnen sollte. Es war ja daran gepöbult, daß seine jungen Schriftsteller die Seziermesser in die Tiefen der amerikanischen Kleinstädte senkten und den Stützen der Gesellschaft, die, auf ihren Autos, den „cars“, dahinjagend, sich als einzige und unvergleichliche Kinder von „God's own country“ (Gottes eigenem Land) fühlten, die Befunde ihrer Sezierarbeit in ihren Romanen und Geschichten vorhielten.

Aber vor diesem Buch stand man zunächst doch befremdet. . . . In jeder amerikanischen Stadt gibt es eine „Main Street“, eine Hauptstraße, auf der sich das eigentliche Leben der Stadt abspielt; jenseits der Main Street scheint die Stadt in Schlaf zu versinken. Da „Main Street“ demnach eigentlich die amerikanische Stadt bedeutet, mit ihrer ganzen überlauten Aktivität, ihrem naiven, in die Welt hinauslärmenden Erfolggeschrei, hatte Sinclair Lewis diesen Namen als Titel für seinen ersten sensationellen Roman, den Vorläufer „Babbits“ gewählt. Aber schon ehe „Main Street“ erschienen war, hatten die aus dem Mittelwesten kommenden jungen Schriftsteller die Dede und die Farblosigkeit des Lebens der amerikanischen Mittelklasse in den Brennpunkt ihrer Beobachtung gestellt. Dieses breite und — wie die Zukunft noch lehren wird — sehr expansionsfähige Gebiet, das von allen bis dahin geschilderten Distrikten verschieden ist, war durch diese Schilderungen Europa eigentlich erst bekannt geworden. Dies geschah in den ersten Jahren nach dem Kriege. Es hatte den Anschein, als ob die jungen Leute, nachdem sie im Kriege etwas von der Luft der weiten Welt geatmet hatten, nun plötzlich auf Amerika mit anderen Augen sahen, mit desillusionierten, mit enttäuschten, mit höchst unglücklichen Augen. Da war nichts mehr, das ihnen gefallen konnte. Das amerikanische Milieu widerte sie an oder sie waren damit wenigstens in hohem Maße unzufrieden.

Mit solchen Empfindungen setzten sie sich vor ihre Schreibmaschinen und registrierten alle Häßlichkeiten, das ganze Banausentum ihrer Umgebung, und gaben davon auf vielen Bogen schönen, weißen Papiers einen bis ins minutiöseste Detail genauen, photographischen Bericht. Der Gewissenhaftigkeit, mit der sie dabei zu Werke gingen, fehlte das Salz der Satire. Es war lediglich ermüdend. . . .

Das amerikanische Haus stand jetzt plötzlich weit geöffnet vor dem Leser, und jeder konnte, wenn er nur Lust dazu hatte, die Leute in ihrem langweiligsten äußeren und inneren Alltag beobachten. Man nannte das „Novels and short stories“ (Romane und kurze Geschichten). In Wirklichkeit ist es nur beschreibende Soziologie. Jedenfalls ist es sehr weit von Kunst entfernt. Denn diesen exakten Beschreibungen fehlt das Aroma, das Kunst haben muß, das die Dinge, welcher Art sie nun immer seien, wie auf Fittichen auf eine Plattform hebt, die irgendwie klarer und lustiger zu sein scheint als das Alltagsleben.

Der Protagonist und Meister dieser Manier ist ein Mitglied der älteren Garde. Sein Name ist einer der angesehensten der Gilde, Theodore Dreiser. Den meisten dieser Schriftsteller ist ein außerordentlich entwickeltes Gefühl für Tatsächlichkeiten und Verwendbarkeit der Details zu eigen; sie sehen scharf und sie sehen das Wesentliche. Und hinter dieser zur Schau getragenen Entrüstung verbergen sie eine heimliche Liebe für ihr Thema. Dies läßt erhoffen, daß bei reisender Einsicht in manchen von ihnen jenes innere Feuer entbrennen wird, das wirkliche Kunst hervorbringt. Bisher sind es nur photographische Schilderungen, grau in grau gehalten. Dieser hier geschilderte Materialismus, diese Ignoranz, Aufgeblasenheit, diese innere Leere, Borniertheit ist ja auch Europa als Kennzeichen provinzialen und kleinstädtischen Lebens bekannt. Hier aber, in Amerika, gewinnen diese Verhältnisse ein ganz eigenartiges, groteskes Aussehen.

Dieses Groteske, das Hogarthische des amerikanischen Lebens hatte natürlich niemand bemerkt, bis es nicht von einem Meister scharfsinnig-satirischer Darstellung entdeckt und vor das Forum der zivilisierten Welt gezogen worden war. Diesen Meister fand die amerikanische Mitte — das Wort ist gleicherweise sozial wie geographisch gemeint — in Sinclair Lewis.

Sinclair Lewis, selbst ein Kind des Mittelwestens, des Landes der Prärien, des Mississippi, des Missouri hatte schon drei Romane geschrieben, die sich nicht bedeutend über das übliche Niveau erhoben. Da trat er mit „Main Street“ auf den Plan; nun wurde sein Talent weithin sichtbar. Dieses, wie gesagt, nicht mehr neue und nicht mehr reizvolle



Thema wurde auf einmal interessant und stand alsbald im Mittelpunkt lebhaftester Diskussion. Lewis' Name bekam Glanz, man war auf seine weitere Entwicklung begierig.

Es tauchen in Amerika eine Menge von Erstlingswerken auf, in denen Funken von Talent sichtbar werden. Die Autoren sind gewöhnlich sehr junge Leute, die einen bestimmten Ausschnitt des Lebens darstellen, der ihnen bekannt ist. Sie gehen mit aner kennenswerter und von jungen europäischen Schriftstellern nicht oft besessener Rawität zu Werke, mit der ganzen Kraft ihrer jungen Rasse. In den meisten Fällen halten sie später nicht, was sie versprochen haben; man ist daher mit überschwenglichen Prophezeiungen vorsichtig geworden.

Als Sinclair Lewis „Babbit“ geschrieben hatte, war sein Platz in den amerikanischen Literaturgeschichten gesichert. Der Titel seines Romans bereits, dieser Name seines Helden — denn „Babbit“ schildert nicht ein Individuum, sondern einen Typus — hatte die amerikanische Sprache um ein Wort bereichert, dessen sie dringend bedurfte. Das Fehlen dieser Bezeichnung war früher freilich nicht besonders bemerkt worden, da der so bezeichnete Typus bis dahin noch nicht in klar umrissenen Linien aus der Fülle wogenden Lebens vor die Augen der Kritik und der Zuschauer gehoben worden war. „Philister“, „Banansen“, „Spießbürger“, dies sind europäische Bezeichnungen. Es bedurfte eines Wortes für die amerikanische Sonderart und Lewis schuf es. Freilich imprägnierte er es zugleich mit der Peize seiner Satire.

Nichts Graziöses, nichts Schönes ist in Sinclair Lewis' Büchern. Jene zarteren Schattierungen der menschlichen Natur, denen der europäische Leser gerne nachsinnt, finden sich bei ihm nicht vor. Er ist dazu selbst zu sehr ein Kind eben jenes Amerika, das er kritisierend beleuchtet. Er selbst ist ebenso intensiv amerikanisch wie seine Bücher, wie die Personen, die er schafft. Aber in ihm brennt jene Flamme, die eine graue, tote Erzmasse zu tönendem Metall umbildet, jene Flamme, die aus dem Künstler hervorbricht. . . .

„Main Street“, das erste Werk ist nur trostlos: da gibt es keinen Ausweg aus dem Unerquicklichen, alle Pfade führen zu „Main Street“ zurück. Da ist kein Kampf mit lustigen Windmühlen, bloß mit schleimigen Schnecken. Wer die glänzende Satire darin nicht spürt oder wenn nicht daran liegt, seine Kenntnis von Menschen und Zuständen zu erweitern, dem bedeutet die Lektüre des Buches nur verlorene Zeit. In „Babbit“ rollt Lewis Sinclair dasselbe Panorama noch einmal auf, er mischt das gleiche scharfe Getränk. Und doch ist Babbit innerlich von „Main Street“



durchaus verschieden; er ist über seinem Erstling hinausgewachsen. Unmerklich fast, verschämt, wie eine züchtige Schöne hinter ihren Schleiern lächelt, leuchtet am Schluß in dem Gespräch zwischen Babbit und seinem Sohn ein Lächeln auf. Schon über der ersten Seite, über der Beschreibung Keniths, der rauh-stolzen Stadt, ist dieser lächelnde Schimmer. Wie können Wolkenkräyer und Schlöte anders sein als häßlich. Aber Lewis breitet um sie einen unsichtbaren Purpurmantel, wir ahnen etwas Großes, Feines, hinter dieser Zweckbewußtheit.

Und nun kommt Lewis mit seinem dritten großen satirischen Roman, der in Amerika gerade die Presse verläßt: „Arrowsmith“. Auch hier ist es der Held, der dem Roman seinen Namen gibt. Martin Arrowsmith ist ein junger Mensch, der als Gehilfe eines Landarztes, eines Quacksalbers, durch das Lesen medizinischer Bücher, der experimentellen Wissenschaft Geschmack abgewinnt. Er schlägt sich durch das medizinische Studium auf der Universität von Wünnemac und heiratet die kleine, nicht zu bildende, aber auch Gott sei Dank nicht zu verbildende Leora, ein blutvoll-lebendiges Geschöpf, das aus dem Boden Amerikas selbst gewachsen ist. Der Dichter hat sie mit einer spröden Liebe geschildert, die er sich selbst zum erstenmal in seinen Büchern abringt. Martin versucht dann eine Praxis als Landarzt zu erwerben, erregt, was ihm übrigens fortgesetzt begegnet, durch die Unbeugsamkeit seines Charakters Widerspruch, arbeitet an der „Board of Health“ (Gesundheitskommission) der fortschrittswütigen Stadt Manilus in Iowa, von wo er sich eines Tages schleunigst nach Chicago begibt, um durch die in einem eleganten Sanatorium gewonnenen Erfahrungen Allger und noch erbitterter zu werden. Endlich glaubt er an das Ziel seiner Wünsche gelangt zu sein und sich der bakteriologischen Forschung widmen zu können. Als zukünftige Leuchte der Wissenschaft erhält er einen Ruf an das munizient ausgestattete Mc. Gurk-Institut in Newyork, das der Millionär Mc. Gurk gegründet hatte, um die Neugierde der Hauptstadt von eigenen, allzu scharfen Vornonblicken nicht standhaltenden Affären abzulenken. Wir hätten nicht ein Werk Lewis Sinclairs vor uns, wenn Martin nicht auch hier bald zutiefst enttäuscht wäre und, trotzdem er nie die Erdkrumen seiner bäuerlichen Heimat von den Schuhen und von der Seele gestreift hatte, nicht die Spiegelfechtereien und Eitelkeiten dieses Balastes der Wissenschaft bald durchschauen würde. Nichtsdestoweniger läßt er sich zum berühmten Mann hinauspropagandieren und gewinnt sogar, nachdem Leora eines traurigen Todes gestorben ist, eine reiche und schöne

Witwe zur Frau, um die ihn die behandschuhten Kollegen beneiden. Er aber streift plötzlich alle Fesseln des Erfolges ab und zieht sich mit seinem gleichgesinnten Freunde Wichett auf das Land zurück, um sich ungestört der bakteriologischen Forschung widmen zu können.

Dieser kurze Ueberblick über Martin Arrowsmiths gesellschaftliche und wissenschaftliche Karriere gibt natürlich noch keine genaue Vorstellung von Lewis' Buch. Wir zeigen nur das Gerüst, das Stahlgerüst gewissermaßen, in das Sinclair Lewis eine Unmenge von lebendigen Gestalten hineinbaut, die er sich mit der Treffsicherheit eines Scharfschützen von der reichhaltigen Bühne, die Amerika ist, herunterholt. Ein ganzes Sebastian Brantsches Narrenschiff packt er mit Personen voll, die durch jene subtile Kunst des Meisters, Charaktere durch das Gespräch zu zeichnen, Leben gewinnen. Welch ein Reichthum sicher geformter Figuren. Der wissenschaftlich nicht interessierte Leser ist vielleicht über die vielen medizinischen Details in einem Roman nicht eben erfreut. Aber sie waren nicht zu entbehren, denn die Geißel seiner Satire richtet Lewis diesmal gegen alles, was Medizin im weitesten Sinn betrifft. Medizin als Studium, die medizinische Praxis, die Puscherei, die Geldmacherei, den medizinischen Snobismus. Medizin, die nichts sein sollte als ein klares, heiliges Licht im Dienste der Menschheit, prostituiert auf den Götzenaltären des schreienden, in die Augen springenden Erfolges.

Martin Arrowsmiths Leben, wie es sich in diesem Buch vor uns entwickelt, ist ein fortwährender Kampf gegen alle Phasen des Erfolges. Er selbst ist sich dessen kaum bewußt. Leoras Instinkt sieht schärfer als er. Doch sein klarer, starker Wille treibt ihn jedesmal aus den für ihn labyrinthischen Gängen des medizinischen Warenpalastes zurück in die stillen Wände seines Laboratoriums. Er ist kein Held im herkömmlichen Sinn. Lewis zögert nicht, ihn mit sehr menschlichen Fehlern auszustatten, auch hegt er durchaus keine menschenbeglückenden Gedanken; er ist durch und durch Mann der Wissenschaft. Er will Mittel für die Epidemienbekämpfung finden; dazu treibt ihn sein innerster Drang. Ob er Erfolg findet oder nicht, auch rein empirischen, wissenschaftlichen Erfolg, kommt für ihn erst in zweiter Linie in Betracht.

Jene Europäer, die wähnen, Amerika könne durch Europa beeinflusst werden, sollten nicht veräumen, „Arrowsmith“ zu lesen und sich die steifnackige Gestalt des Martin und die lebendige der Leora einzuprägen. Sie werden hier über Amerikas wahres Gesicht mehr erfahren als durch dick-

bändige Abhandlungen. Sie werden Amerika besser als durch „Babbit“ verstehen, aber es wird ihnen kaum sympathischer geworden sein. Sie werden aber in diesem amerikanischen Roman finden, was in „Main Street“ gänzlich fehlte, was in „Babbit“ leise anklang und was „Martin Arrowmith“ durchglüht: das Streben nach aufwärts, nach dem Ideal, nach der reinen, klaren Höhe. . . .

---